

# Glück

Autor(en): **Hinnerk, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **10 (1912)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750682>

## **Nutzungsbedingungen**

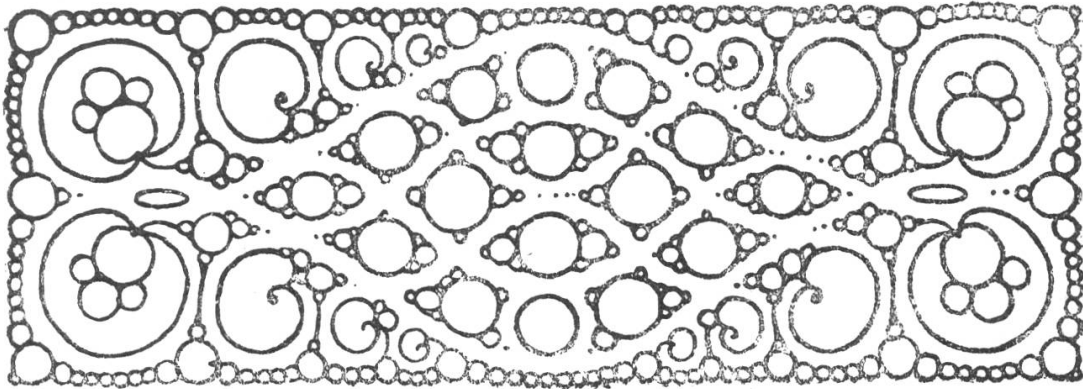
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



# GLÜCK

NOVELLE VON OTTO HINNERK

Xenokrates, ein athenischer Bürger, war angesehen, wohlhabend, gesund, in allen seinen Unternehmungen von einem in der ganzen Stadt sprichwörtlichen Glück, hatte wohlgeratene Kinder, ein verträgliches und ihm anhängliches Weib, kurz, es ließ kaum etwas nennen, dessen er entbehrte, das seiner Tage Reihe nicht verschönte und schmückte. Alle seine Freunde beneideten ihn deshalb und priesen ihn als den Glücklichsten der Menschen. Er jedoch hörte derartige Äußerungen sehr ungern und antwortete, wenn ihm solches zu Ohren kam, obwohl er eigentlich heiteren Naturells und auch mit seinem Schicksal keineswegs unzufrieden war, stets: nichts, das einer besitze, könne ihn so glücklich machen, dass er darüber die Furcht vor kommendem Unheil zu vergessen vermöge. Seine Freunde lachten, wenn er solches vorbrachte, und wollten nicht glauben, dass es ihm mit diesen Reden ernst sei. Er aber versicherte den Zweiflern, dass ein solches Gefühl tatsächlich in ihm lebe, dass er keinen Glücklichen für glücklich halten könne, da ein solcher doch vieles zu verlieren habe, während ein im höchsten Elend Befindlicher jeden Morgen, welcher ihm nichts zu rauben vermöge, allein mit Ruhe könne herankommen sehen. Er, Xenokrates müsse gestehen, dass er die Götter täglich um Unglück bitte. Jeder sei im Irrtum, welcher ihn für den Glücklichsten der Menschen halte, denn die Furcht, alles das, dessen Besitz ihn heute erfreue, zu verlieren, verlasse

ihn zu keiner Stunde des Tages und erfülle seine Nächte mit unruhigen und ihn auf das äußerste quälenden Träumen.

Erneutes Gelächter der Freunde folgte stets auf derart „paradoxe“ Aussprüche, denn so erschienen seine Worte allen, welche mit ihm verkehrten. Und wenn er gar seinen Ausführungen mit dem Satze die Krone aufsetzte: wirkliches Unglück sei leicht zu ertragen gegenüber einer ständigen Furcht vor kommendem Unheil, so wollten alle, die das hörten, über solchen „Spässen“ sich vor Lachen ausschütten.

Lange Jahre blieb Xenokrates das Glück in gleicher Weise treu. Nichts misslang ihm, gegen jedes auch noch so geringe Leid schien er gefeit zu sein, und da man seinen Worten doch nicht glaubte, hatte Xenokrates allmählich davon abgesehen, noch etwas von jener Furcht, welche ihn ständig erfüllte, verlauten zu lassen. Sein Vermögen wuchs, seine Äcker trugen ihm in jedem Jahre Frucht, die Schiffe, welche er aussandte, kamen ungefährdet an ihren Bestimmungsort und wieder in den Piraeus zurück. Seine Sklaven traf kein Missgeschick, seine Kinder blühten, sein Weib blieb gesund und in ihrer Liebe zu ihm unwandelbar, in keiner Schlacht wurde er verwundet, keine Krankheit versehrte ihm den Leib. Nur Gutes ging von ihm aus, und seine Mitbürger sahen in ihm einen von den Göttern begnadeten Mann. Er aber betete nach wie vor um Unglück.

Und eines Tages zum Staunen aller, die ihn kannten und sich so an sein Glück gewöhnt hatten, dass, als jetzt der Umschlag eintrat, etwas ganz Festes, über jede Anfechtung Erhabenes umgestoßen, gleichsam ein Naturgesetz außer Kraft gesetzt zu sein schien, traf ihn das erste Unglück seines Lebens. Es starb sein Weib. So verwunderlich kam dieser Todesfall allen vor, dass, was man bei jedem andern als ein ganz gewöhnliches Menschenschicksal erachtet hätte, bei Xenokrates allgemeines Aufsehen erregte, und er weit mehr bemitleidet wurde als einer, den das Unglück bei jedem Schritt verfolgte und dem es alles genommen, nur die Mutter seiner Kinder gelassen, ihn schließlich aber auch noch dieses, seines letzten Glückes, beraubt hatte. Niemand sah auf das, was Xenokrates noch blieb: Ansehen, Besitz, Gesundheit und eine Reihe blühender Kinder. Jeder fand es unfassbar und

tieftraurig, dass diesem Manne sein Eheweib hatte sterben müssen. Xenokrates bestattete sein Weib, beweinte es aufrichtig und ertrug den Verlust mit Fassung. Für diesen Verlust dankte er den Göttern nicht, denn, wenn er auch stets mit Freuden bereit gewesen war, sich durch Leiden Ruhe vor jenen ihn quälenden Befürchtungen zu erkaufen, dass er das Liebste, was er hatte, denjenigen Menschen hergeben musste, um dessen wegen ihm alles andere eigentlich erst recht wertvoll gewesen war, fand er sehr hart und klagte die Götter an, sie hätten ihn lange Zeit nur deshalb so verwöhnt, um ihn mit *einem* Unglücksschlage nun auch besonders schwer treffen zu können.

Jedoch die neidischen Mächte schienen durch dies eine Opfer versöhnt. Aufs neue strahlte dem Xenokrates das Glück. Nun die Mutter fehlte, umschloss sein Herz die Kinder mit vermehrter Liebe, und als die Wunde, welche der Tod seiner Frau seinem Herzen geschlagen hatte, zu vernarben begann, regten sich auch in Xenokrates' Brust die alten Befürchtungen, da ihm doch immer noch vieles geblieben war, aufs neue. Die Götter um Unglück zu bitten, wagte er nicht mehr, fürchtend, sie möchten noch einmal mit allzuvollen Händen gewähren.

Und sie gewährten, ohne dass er bat. Ein Sohn nach dem andern starb in der Schlacht, auf dem Meere durch Schiffbruch, daheim durch Krankheit, und auch die Töchter folgten. Neues Erstaunen in Athen, als dieses Sterben begann und in rascher, unerbittlicher Folge sich fortsetzte. Fast schon sah man in schnell umschlagender Stimmung in ihm einen von den Göttern gezeichneten Mann. Xenokrates bestattete, was zu bestatten war, und fand, er habe, was an Glück ihm früher geworden, reichlich bezahlt. Aber ehe die rasche Folge von Todesfällen ihr Ende erreicht hatte, scheiterten ihm auch Schiffe, rafften Seuchen seine Sklaven dahin, fielen Missernten auf seine Landgüter, und bald war der reiche Xenokrates ein armer Mann. Auch seine Gesundheit hielt nicht Stand; Krankheit fesselte ihn auf das Lager und nahm ihm fast gänzlich das Augenlicht. Den Unglücklichsten aller Menschen nannten ihn seine Freunde. Alle verließen ihn, denn wie früher das Glück schien jetzt Unglück von ihm auszugehen und jeden, welcher sich in seine Nähe wagte, zu bedrohen. Und so schnell geschah das alles, dass, noch bevor man sich an

die ersten Veränderungen in Xenokrates' Lebensumständen gewöhnt hatte, schon die letzte, bitterste vollzogen war.

Auch dem Betroffenen selber kam dieser Umschwung so plötzlich, Leid auf Leid folgten sich in so schnellen Schlägen, dass es einige Zeit brauchte, bis er recht eigentlich zur Besinnung seiner Lage gelangt war. Zu dieser Zeit begannen die, welche in glücklicheren Tagen seine Freunde gewesen waren, sich seiner früheren Reden zu erinnern und fanden spottend, Xenokrates sei im Grunde immer ein Pechvogel gewesen. Jetzt nämlich glaubten sie plötzlich, dass es ihm mit seiner Furcht Ernst gewesen sei, äußerten untereinander, ein Mensch, dem so restlos alles geglückt sei wie Xenokrates, habe im Grunde gar nicht anders empfinden können. Und, zurückblickend, empfanden sie jetzt das gleiche Grauen, welches Xenokrates' Seele in den Zeiten seines Glückes erfüllt hatte. Aber einen Pechvogel nannten sie ihn doch, meinten, ein schlimmeres Los könne einen Menschen gar nicht treffen, als in seinen guten Zeiten solches Glück zu haben, dass ihm selbst davor schaudern müsse und jeder ruhige Genuss ihm vergällt werde, dann aber alles zu verlieren und in das letzte Elend zu geraten.

Eines war jedoch Xenokrates noch immer verblieben: der ehrliche Name, und, nachdem er sich in seinem Elend etwas gefasst hatte, begann ihn auch dieses zu beunruhigen. Er war noch immer nicht ganz arm, nicht ganz elend. Ja, seine Unruhe wurde so groß, dass er nun die Götter aufs neue bat, sie möchten ihm doch auch diesen letzten Besitz nehmen, damit er in Frieden und durch keine Ängste mehr gequält nach ihrem Willen leben oder sterben könne.

Xenokrates hatte in den Tagen seines Glückes manches öffentliche Amt bekleidet, in welche, als er verarmt war, andere eingetreten waren. Diese wurden, um sich für das öffentliche Wohl besorgt zu zeigen, jetzt seine Ankläger, und da man in der Absicht zu finden, zu suchen begann, fand man auch, was man aufzudecken wünschte, und brandmarkte den Blinden und Siechen als einen Veruntreuer öffentlichen Gutes. Nur der Hinweis einiger, dass die Götter selber schon rächend eingegriffen hätten, rettete den Elenden vor schwerer gerichtlicher Strafe. Aber der Pöbel

bewarf ihn mit Kot und spie ihm ins Gesicht, wenn der blinde Bettler es noch einmal wagte, durch die Straßen zu wanken.

So trafen ihn einige alte Freunde, trieben in erwachendem Mitleid die Angreifer von ihm weg, und einer von ihnen fragte Xenokrates, ob er denn etwa noch die Götter um Unglück anflehe, oder ob er jetzt genug verloren habe, um ruhig und glücklich zu sein. Jetzt werde er wohl nicht mehr behaupten, dass die Furcht vor kommendem Unheil schlimmer sei als wirkliches Leid.

Xenokrates besann sich einen Augenblick und erwiderte sodann: „Ich bin schlimmer daran, als Ihr glaubt. Ihr meint, ich sei unschuldig angeklagt und verurteilt worden. Auch ich habe das im Anfang geglaubt, bin mir dann aber doch klar darüber geworden, dass ich bei den vielen Geschäften, die durch meine Hände gingen, jene öffentlichen Kassen, welche mir anvertraut waren, nicht so sorgfältig verwaltet habe, wie ich es hätte tun sollen. Nicht ich habe öffentliches Gut veruntreut, aber meine Unachtsamkeit bewirkte, dass andere es zu tun vermochten! Dies war das Letzte, was ich zu verlieren hatte, meine Selbstachtung, das Letzte, wofür ich innerlich zitterte. Nun auch sie dahin, bin ich unangreifbar für jedes Leid, ohne jedes Zittern und Zagen, und dies allein heißt glücklich sein. Ich habe die Götter um nichts mehr zu bitten.“



Die Religion, sagt Goethe, steht in demselbigen Verhältnis zur Kunst, wie jedes höhere Lebensinteresse auch. Sie ist bloß als Stoff zu betrachten, der mit allen übrigen Stoffen gleiche Rechte hat. Auch sind Glaube und Unglaube durchaus nicht diejenigen Organe, mit welchen ein Kunstwerk aufzufassen ist, vielmehr gehören dazu ganz andere menschliche Kräfte und Fähigkeiten. *Die Kunst aber soll für diejenigen Organe bilden, mit denen wir sie auffassen; tut sie das nicht, so verfehlt sie ihren Zweck und geht ohne eigentliche Wirkung an uns vorüber.*

Aus ECKERMANN'S GESPRÄCHEN.

